

Der Tabak-Arbeiter

Organ der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

Der Tabakarbeiter erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postanstalten, Buchhandlungen und Kolporteurs sowie durch die Expedition zu beziehen. — Preis vierteljährlich 75 Pfg. ohne Bringerlohn, per Kreuzband 1.15 Mk.; monatlich 25 Pfg., per Kreuzband 39 Pfg. Vorausbezahlung.

Inserate müssen bis Dienstag früh in unserer Expedition aufgegeben sein. Die 4 gespaltene Beitzelle kostet 25 Pfg. — Arbeitergehülfe (Inserate) sind ausschließlich an das Bureau des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes, Bremen, Martinistraße 4, II. zu senden.

Nr. 7.

Sonntag den 17. Februar.

1901.

Expedition: G. Heinisch, Leipzig, Tauchaer Strasse 19/21.

Zur gest. Beachtung!

Berichte und Korrespondenzen für den Tabakarbeiter müssen bis spätestens Montag Abend an das Bureau des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes, Bremen, Martinistraße 4, II. oder bis Dienstag Vormittag an die Redaktion, Leipzig, Südstraße 73 gesandt sein. Alle später eingehenden Sendungen werden zur nächsten Nummer zurückgestellt. Die Redaktion.

Geschichtliches zum Brotwucher.

W. In diesen Tagen, da junckerlicher und Großgrundbesitzer-Uebermut bei uns frech sein Haupt erhebt, um auf Kosten der Volksernährung sich zu bereichern, ist es angebracht, auf das geschichtliche Beispiel eines solchen Kampfes um das tägliche Brot in der Geschichte Englands zu verweisen. Dort hat sich ja schon längst das politische und Wirtschaftsleben so entfaltet, wie es die kapitalistische Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung (oder besser Unordnung!) naturnotwendig mit sich bringt.

Nach den napoleonischen Kriegen waren die Kornpreise, zum Teil infolge mehrerer guter Ernten um 1813, stark zurückgegangen. Das war aber gerade die Zeit, von welcher Pauli in seiner „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815“ schreibt: „Fühlten auch sie (die Landleute, insonderheit die Großgrundbesitzer) den Druck der steigenden Zehnten, der Kriegs- und Armensteuern, so sammelte doch (infolge der Preisschwankungen je nachdem die Ernte reichlich oder spärlich ausfiel) diese große Klasse der Bevölkerung Reichthümer, die ihnen recht eigentlich das platte Land in die Hände lieferten. Jetzt erst verschwand der kleine Grundbesitzer beinahe völlig vor dem großen Grundbesitz, der den Boden an sich riß, um ihn hastig und ohne viel auf die Gebote der Vernunft und der Wissenschaft zu achten, auszubeuten, damit auch nach Beendigung der Handelsperre das Monopol, die britischen Inseln nach selbstgesetzten Preisen zu ernähren, bei diesem einen Stande verbliebe. Mochte darüber der Handel in seiner freien Entfaltung gehemmt werden, die Fabriken stillstehen, der kleine Mann in Stadt und Land empfindlich darben, — die Kornproduzenten jedenfalls hatten nicht darüber zu klagen, wenn sich Napoleon so lange nicht bezwingen ließ! Was ging es sie an, daß sich die alten Armengesetze in den Tagen der Leuerung und des Hungers so mangelhaft erwiesen? Jedoch als nun der Friede im Bunde mit gesegneten Ernten wiederkehrte, als alle übrigen Schichten der Bevölkerung aufzutreten begannen, erhoben gerade sie, so entschlossene Tories, so tapfere Streiter für die britische Freiheit, auf der Stelle das wildeste Geschrei: sie kämen zu kurz, wenn jetzt die Häfen der fremden Einfuhr geöffnet würden; lieber Hungersnot im Lande als eine Verletzung ihres Privilegs durch Annäherung an den Freihandel.“

Man sieht: Der Landesfeind, Mißwachs und Hungersnot, sind diesen „Patrioten“ erwünschte Bundesgenossen in ihrem Raubzug gegen das eigene Land und Volk zu Gunsten ihres Geldsacks! Eine sonderbare Nummer von Patriotismus!

Und die englische Regierung „unterwarf sich löblich“, wie es von den bußfertigen Regern heißt, die ihre Ueberzeugung in den Wind schlagen und vor Rom zu Kreuze kriechen. Man sagte: „England dürfe das Monopol, seinen Markt selber zu versorgen, nicht an das Ausland abtreten.“ — wobei man unter „England“ verstand: die brotwuchernden Großgrundbesitzer, die eben durch ihre Drohungen die Regierung nach ihrer Pfeife tanzen ließen. Man verwies auf die bestehenden Schutzzölle für Industrieprodukte mit der Bemerkung: was der Industrie recht sei, das müsse auch billig sein für die Landwirtschaft. Es sei für die Armut eine Wohlthat (!), wenn durch Kornzölle die Preise „beständiger“ gemacht würden.

Um dieses „Monopol, England mit Getreide zu versorgen“, festzustellen, hatte man 1814 die Ausfuhrzölle für alle Arten Getreide aufgehoben! Diese Art Freihandel ließ man sich also gern gefallen!

Nach längeren Beratungen und umständlichen Erhebungen wurde 1815 bestimmt: jede Weizeneinfuhr ist verboten, so lange der Quarter unter 80 Schilling stehe (etwa 27½ Mk. pro Hektoliter), „sonst verlohne sich der Anbau für Gutsherrn und Pächter nicht.“

Darüber erhob sich im Lande ein Sturm der Entrüstung. Petitionen aus London, Westminster, Manchester, Liverpool, Leeds und anderen Städten gelangten an das Parlament, welche den Schutz Zoll beseitigt sehen wollten. Bekannte Schutzzöllner wurden vom er-

regten Volke mißhandelt, die Häuser einiger Lords demolirt. Das half nichts: die Wucherer siegten, das Gesetz ging durch.

Zwei Prinzen des königlichen Hauses, die Herzöge von Susssex und Gloucester, etliche sehr große Grundbesitzer und angesehene Staatsmänner gaben einen Protest zu Protokoll, in dem es hieß, Besteuerung der Konjumenten zu alleinigen Gunsten der Produzenten sei ein Irrtum, der sich schnell rächen werde. „Wir können uns nicht überzeugen, daß dieses Gesetz je Ueberfluß oder niedrige oder feste Preise zur Folge haben werde. So lange als es überhaupt wirkt, wird das nur in entgegengekehrter Richtung der Fall sein, denn jedes Monopol erzeugt Mangel, Leuerung und Unsicherheit. Die Quellen der Zufuhr abschneiden, heißt ihren Ueberfluß verringern; uns selbst den Markt für irgend eine Ware verschließen, kann nur den Preis, zu dem wir sie einkaufen, erhöhen; und den Getreidebedarf auf das Ergebnis des eigenen Landes beschränken wollen, bedeutet nichts anderes, als sich die Segnungen versagen, welche die Vorsehung bereitet hat, um für das Menschengeschlecht die Wechsel von Jahreszeit und Klima auszugleichen.“

1816 schrien die Wucherer wegen guter Ernten wieder laut auf. Nicht weniger als vierzehn Resolutionen wiesen der Regierung kategorisch die Wege, die sie zu gehen habe. Man verlangte die Aufhebung der Bestimmung, daß für den Notfall ausländisches Getreide wenigstens unter Zollbewachung aufgespeichert und in Zeiten des Mangels frei eingehen dürfe: das sollte bloß für inländisches Produkt erlaubt sein. Ja, die frechen Herrschaften verlangten dreißig und gottesfürchtig sogar einen Vorstoß an Schatzkammernoten von der Bank für sich!

Wieder kam es zu Tumulten und Verzweiflungsaussbrüchen des ausgehungerten Volkes. Mit einem Laib Brot auf einer Stange zogen die Fabrikarbeiter zu Bridport umher und übten Gewalt an Müllern, Bäckern und Bauern; in Suffol und Norfolk wurden Scheunen und Ställe von Pächtern in Brand gesteckt, Mühlenwerke und Dreschmaschinen zerstört. In London zog ein Haufe, Fleischer und Bäcker bedrohend, um, der mit Piken bewaffnet war und eine Fahne führte, auf der zu lesen war: „Brot oder Blut!“

Die bewaffnete Macht schritt ein und die „Gerechtigkeit“ waltete ihres Amtes. Das Hungern aber ging weiter!

Dazu stauten auch Handel und Industrie, Kohlengruben, Eisenwerke, Mühlen, Fabriken standen still; die Arbeitslosigkeit griff gewaltig um sich.

Zur Linderung der Not nahm man immer wieder seine Zuflucht zu dem altbeliebten Mittel der Gewalt und als man Kirchhofsrube hergestellt hatte, erklärte der Prinzregent am 2. Juli bei Schluß des Parlaments, die genommenen Maßregeln hätten „den besten Erfolg gehabt“.

Strafrechtspflege und Polizei jener Zeit nennt aber ein so maßvoller Historiker wie Pauli geradezu „verwildert“; in ihre Hand war die Ausführung der Zwangsmassregeln gelegt — und die Folge war, daß die Regierung das Vertrauen der meisten Klassen der Bevölkerung gänzlich verlor.

Freilich saß in der Person Georgs III. der Wahnsinn auf dem Throne, und in der Person des Prinzregenten, späteren Georgs IV., besorgte das Laster die Aufsicht über jenen und bezog, wie ein Oppositionsredner sagte, dafür, daß er ein paarmal wöchentlich nach Windsor fuhr, um nach dem Vater zu sehen, 10 000 Pfd. Sterling jährlich.

In den ersten drei Jahrzehnten hatten sich inzwischen Industrie und Handel mächtig entfaltet, Eisenbahnen und Fabriken mit Dampfbetrieb entzogen dem platten Lande viele Arbeitskräfte. Das mobile Kapital erschien dem altherkömmlichen Grundbesitz bedrohlich. Den rasch antwachsenden städtischen Lohnarbeitern billiges Brot zu schaffen, erschien der bis dahin allein bevorrechteten Klasse geradezu Selbstmord.

Pauli schildert den Widerstand, den man gegen billiges Brot an den Tag legte, wie folgt: „Das Landinteresse entblödete sich nicht, Fabriken und Maschinen-

anzuklagen, daß durch sie der Preis des Getreides in die Höhe geschraubt werde (!).“

Im Jahre 1828 (als einige recht mäßige Veränderungen getroffen wurden), konnte man häufig die unwahre Behauptung vernehmen, daß ein Viertel des Ackerbaues auf immer ruiniert (!) und der noch vorhandene Grundbesitz schon um die Hälfte seines Einkommens gebracht sei. (!) Die Existenz des Volkes und Reiches stehe auf dem Spiele (!), wenn — die freie Einfuhr Gesetz werde.

„Man übersah, daß seitdem der Bauer mit eigener Suße so gut wie verschwunden war und nur noch große Güter sich rentierten, deren Betrieb doch vielfach dem des Fabriksystems entsprach; daß auch hier die Kapitalwirtschaft reizende Fortschritte machte, und daß aristokratischer Landbau und industrielle Geldmacht sich immer näher rückten und mit ihren Interessen verschlangen.“

Gleichwohl aber ließen es beide Klassen des Kapitalismus, die Schlotbarone des mobilen, und die Schollenwucherer des immobilien Kapitals, während der ganzen Zeitfolge der Schutz- und Freihandelskämpfe durchaus nicht an gegenseitigen Angriffen und Verunglimpfungen fehlen. Jeder von beiden beschuldigte den anderen der Unmenschlichkeit im Ausbeuten des Volkes — und leider hatten beide recht! Im Grunde nannten sie unmoralisch und Ausbeutung nur das, was ihnen nicht nützte und was die anderen thaten.

Praktisch brachte in der Brotzollfrage 1822 eine Milderung der Korngesetze; 1828 fielen die Einfuhrsperrvorschriften und machten einer gleitenden Skala (sliding scale) Platz, die aber bei Mittelpreisen immer noch einen Schutz von 30—40 Prozent gewährte.

Rundschau.

Der Hufe Kandidat. Der jeben in Aachen gewählte Centrumsabgeordnete, Volksschullehrer Sittart, gab dieser Tage in einer Volksversammlung zu Aachen nach dem Politischen Tageblatt folgende Erklärung über die Getreidezölle und über die Verwendung ihres Ertrages ab:

Ein Teil der Zollerhöhung wird von den Arbeitern getragen (Zuruf: O weh!), deshalb müssen die Erträge der Getreidezölle denen wieder zukommen, welche am meisten dazu beitragen; das sind die Arbeiter. Im Namen der Centrumpartei kann ich Ihnen erklären, daß die Erträge aus den Getreidezöllen nicht auch nur zu einem kleinen Teil in den Staatskassen stecken sollen, sondern, daß sie zur Schaffung einer Witwen- und Waisenversicherung für unsere Arbeiter verwandt werden sollen. Ich gebe diese Erklärung ab, nachdem ich mit mehreren Führern meiner Fraktion über diesen Punkt eine längere Auseinandersetzung hatte.

Und solchen Hinhung verkündet mit ernster Miene der Herr Sittart. Das deutsche Volk soll für den Reichsfiaskus mit seinem Milliardenbedürfnissen für Weltpolitik, Meer und Kriegsstotte und für die ostelbische Junkerschaft durch einen Hungerzoll ausgepowert werden, und als „Entgelt“ erscheint die Lustspiegelung eines bettelhaften Almosens.

Bei der Gewerbegerichtswahl in M.-Gladbach haben die Christlichen mit 1713 Stimmen gestimmt. Die Liste des Gewerkschaftsartells erhielt 446 und die Kandidaten der Hirsch-Dunkerschen Gewerbevereine und des evangelischen Arbeitervereins 184 Stimmen.

Auch in Aachen hat die Gewerbegerichtswahl mit einem Siege der Christlichen geendet. Die Christlichen erhielten auch dort über 1700 Stimmen.

Zu beiden industriereichen Städten ist noch ein großes Feld zu beackern.

Arbeiter-Entlassungen. Aus Arbon am Bodensee wird der Mannheimer Volksstimme geschrieben: Die hiesige Maschinenfabrik Saurer, wohl die größte am See, welche noch vor fünf Monaten 1000 Arbeiter beschäftigte, reduzierte ihre Arbeiterzahl infolge Geschäftsstockung von Monat zu Monat, so daß heute nur noch 400 beschäftigt sind. Vorkter Tage aber wurde auch diesen bloß noch siebenstündige Arbeitszeit gestattet (von 8—11 und von 2—6 Uhr), um diese 400 meist verheirateten Leute halten zu können. Der schlechte Geschäftsgang wird von der hiesigen Einwohnerschaft hart empfunden.

Gewerkschaftliches.

Zählungen, Baden. Bezug nach hier ist streng fern zu halten, da ein Lohnabzug von 2.50 bis 3 Mark eintritt und außerdem vier Kollegen gemäßigert worden sind.

Drösch. Der Bezug nach hier ist streng fernzuhalten, indem bei der Firma Adolf Zendering Lohn Differenzen bestehen. J. A.: Der Bevollmächtigte.

Oberhausen. Hier bestehen Lohn Differenzen, deshalb er-juchen wir, Bezug fernzuhalten.

Der Fingerhut.

Auch dieser kleine Gefelle ist ein „Vernünftiges Haupt“, d. h. er ist alt, sehr alt, so alt, daß wir nichts Bestimmtes wissen, wann und wo er zuerst aufgetaucht, und wer sein Erfinder war. Nur das glaubt man annehmen zu dürfen, daß er existiert, so lange man mit metallenen Nadeln näht, und zwar in seiner jetzigen Gestalt. Im Laufe der Zeit hat derselbe allerdings Aenderungen und Verbesserungen erfahren, aber die Gestalt ist ihm größtenteils verblieben, obgleich manche ihn auch in Ringform am oberen Gliede des Fingers tragen, und zwar größtenteils die Schneider. Man hat ihn aus verschiedenen Stoffen gefertigt, Verzierungen, Sprüchlein, Namen und Monogramme angebracht. In England nennt man den Fingerhut thimble, was aus thumbelle, Glocke für den Daumen, entstand. Der Fingerhut soll seine Entstehung einer Galanterie zu verdanken haben, die ein Amsterdamer Goldschmied seiner schönen Waise erwieh.

War da in Amsterdam ein Goldschmied, Venshoten mit Namen. Der war ein großer Verehrer aller schönen jungen Mädchen, insbesondere seiner anmutigen Waise, einer Frau v. Keupelaer, die er oftmals zu besuchen pflegte. Eines Tages kam er dazu, wie diese bei einer Näharbeit sich furchtbar abmühte, die Nähnadel mit dem Daumen durch einen schweren, widerstehenden Stoff zu schieben und sich dabei verarzt verletzete, daß das Blut aus der Wunde floß, was dem zärtlichen Vetter einen Stich ins Herz gab.

Er dachte lange darüber nach, wie derartigen Vorkommnissen für die Zukunft abzuhelfen sei, und kam auf den Gedanken, aus Gold eine zierliche, kleine Glocke mit Vertiefungen zum Schieben der Nadel anzufertigen. Dies war der erste Fingerhut und wurde auf dem Daumen getragen. Frau v. Keupelaer war überaus erfreut über die Aufmerksamkeit ihres Veters, und stolz, den Fingerhut zu besitzen. Ihre Freundinnen und Bekannten wollten natürlich auch bald solch' zierliche, goldene Glocke haben, und in kurzer Zeit konnte Niklas Venshoten nicht mehr genug von diesem Artikel fertigen und erwarb sich damit ein großes Vermögen. Später wurde der Fingerhut allgemeiner und nicht mehr aus Gold gefertigt. Die Engländer bemäch-

tigten sich sehr bald dieser Industrie, so daß die ersten Fingerhüte aus England kamen, bis sich der Gebrauch und die Herstellung desselben nach und nach über die ganze civilisierte Welt erstreckte. Inzwischen wurde der Fingerhut nicht mehr auf dem Daumen, sondern auf dem Mittelfinger getragen und dort sitzt er heute noch.

Uebrigens geschieht bereits im großen Nordlandsliede des Fingerhutes Erwähnung. Valdur sendet aus Helos Reich dem Odin seinen Ring als Erinnerungszeichen, sein Weib Ranne aber der Frigga ihren Fingerhut.

Aus dem 13. Jahrhundert besitzen wir alte Handschriften, welche u. a. die Werke der heiligen Hildegard enthalten. In denselben befindet sich unter einer Zusammenstellung von 900 Wörtern auch das Wort „Fingerhuth“, ein Zeichen, daß er damals schon bekannt war.

Im 15. Jahrhundert ist er schon allgemein bekannt geworden, ein Krämer macht in einem Fastnachtspiel dem Publikum bekannt:

Ich han gut Schnur in das Unterhemd
Auch hab' ich Nadeln, Bursten und Kam,
Fingerhut, Taschen und Nestel vil
Gesteln und Gesteln wie man wil!

Im Jahre 1586 erschien zu Frankfurt a. M. ein Buch, in welchem alle Stände und Gewerbe beschrieben und besungen waren. Da finden wir auch den „Fingerhüter“ verzeichnet, das will sagen, den Fingerhutmacher. Das Buch ist illustriert und die abgebildeten Fingerhüte haben genau die Form unserer heutigen. Der berühmte Nürnberger Poet Hans Sachs hat folgendes Verslein dazu gedichtet:

Aus Messing mach ich Fingerhüt
Blechweiß, werden im Feuer glüt,
Dann in das Eysen plant getrieben,
Darnach löchlein darin gehieben,
Gar mancherley art, eng und weit,
Für Schuster und Schneider bereit,
Für Seidensticker und Näherin,
Des Handwerks ich ein Meister bin!

(R. V. 3.)

Kleine Notizen.

Statistisches aus dem Zeitalter der Königin Viktoria. Königin Viktoria hat fast 64 Jahre auf dem englischen Thron gesessen und in dieser Zeit eine große Reihe fremder Staatsoberhäupter an sich vorüberziehen sehen, nämlich: 17 Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika; in Frankreich eine Monarchie, ein Kaiserreich und sieben Präsidenten der Republik, in Preußen und Deutschland fünf Könige, davon drei Kaiser, ganz abgesehen von den unzähligen kleineren Herrschern der deutschen Bundesstaaten, die zum Teil in engster verwandtschaftlicher Beziehung zu ihr standen; zwei Kaiser von Oesterreich, vier Kaiser von Rußland, fünf Könige von Spanien und dann die große Schar der kleineren europäischen Herrscher und Herrscherinnen, sowie der erottischen Fürsten, die teilweise in enger oder weiterer Beziehung zu England und seiner Souveränin standen.

Königin Viktoria hat die größten Staatsmänner, Gelehrten, Soldaten, Seelente, Forscher, Reisenden und sonstigen Koryphäen des verflohenen Jahrhunderts in großer Zahl persönlich gekannt und mit ihnen im Verkehr gestanden, und — niemals hat ein Macht-haber neuerer Zeiten so viele Kriege von der eigenen Armee führen lassen, wie Königin Viktoria in den 64 Jahren ihrer Regierung. Es waren dies 110, kleinere und größere, siegreiche und erfolglose. Die Kriegskosten Englands während ihrer Regierung betragen 55 Milliarden Mark.

Einen Begriff von der Ausdehnung der Uhrenindustrie erhält man aus einer Zusammenstellung der Anzahl der silbernen und goldenen Uhrengelände, die während des Monats Dezember auf den eidgenössischen Kontrollämtern mit Stempel versehen worden sind. Danach sind auf den eidgenössischen Kontrollämtern Biel, Chaux-de-Fonds, Delémont, Fleurier, Genéve, Grenchen, Locle, Neuchâtel, Yverdon, Moutier, Pruntrut, St. Imier, Schaffhausen, Traminen im

Monat Dezember 60324 goldene und 320644 silberne, zusammen 380968 Uhrengelände gestempelt worden. Ungefähr 220000 von diesen Uhrengeländen sind auf bernischem Boden hergestellt worden.

Die Sonne der Freiheit.

Von Percy Bysshe Shelley.

Die feurigen Berge donnern sich zu,
Es hallt ihr Krachen von Zone zu Zone,
Die Meere stürmen sich auf aus der Ruh',
Und es hebt des Nordpols eisige Krone,
Wenn erschallt des Typhons Trompone.

Einer einzigen Wolke der Bliz entwertert,
Der tausend Inseln in Blut entfacht;
Die Erde beb't — eine Stadt ist zerschmettert,
Und hundert beb'en und wanken; es kracht
Der Erde tiefunterster Schacht.

Doch heller dein Bild als des Blizes Schein,
Und wie du, so dröhnet die Erde nimmer;
Des Meeres Getös, der Vulkane Spei'n
Uebertönt, überstrahlt du; der Sonne Schimmer
Ist vor dir wie Irlichtsgeflimmer.

Von Berg und Woge und jagender Wolke
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigem Flor:
Von Seele zu Seele, von Volk zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht flieh'n Sklav' und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann.

Monatsbeilage des Tabakarbeiters.

No. 2.

Sonntag den 17. Februar

1901.

Poesie der Chinesen.

Die Poesie ist nach Goethe eine allgemeine Menschheits-Völkergabe, nicht nur ein Eigentum der europäischen, der civilisierten (richtiger polizierten) Nationen. Auch die schlüßigigen, zöpfetragenden Söhne des himmlischen Reiches besitzen eine uralte, reiche schöne Litteratur oder Poesie. Die chinesische Litteratur ist nach dem Urteil der Kenner nicht nur die älteste, sondern vielleicht auch die umfangreichste von allen: Seltenheit der chinesischen Sprachstudien bei uns und die bisherige Abgeschlossenheit des Reiches der Mitte bewirken, daß nur wenig davon bei uns bekannt ist und das nur den wenigen Specialforschern bekannte ist nur zum geringsten Teil verarbeitet und genießbar übersetzt.*

Gleiche Lebenslagen, gleiche Erfahrungen in Freud und Leid erwecken gleiche Empfindungen, so verschiedenartig uns auch Sitten und Gebräuche im Orient und Occident zuweilen erscheinen mögen. So finden sich auch in chinesischen Dichtungen Bilder und Gedanken, welche uns auch bei abendländischen Dichtern entzücken, und auf die Hörer und Leser in China wohl die nämlichen Eindrücke des Wohlgefallens erwecken.

Moritz Carrière bemerkt diesbezüglich: „Auch der Chinese nennt das Leben einen Traum wie (der spanische Dichter) Calderon, oder sagt wie (der große englische Dramatiker) Shakespeare, daß der schweigende Gram am ersten das Herz breche, daß Wände Ohren haben, daß jeder vor der eigenen Thüre kehren soll, ist chinesisches und deutsches Sprichwort; daß Maß das beste sei, hat so gut in Griechenland wie im Reich der Mitte ein Weiser von sich aus gefunden, und Shakespeares Cäsar hat gewiß nicht von Confucius (dem großen Philosophen Chinas) das schöne Bild entlehnt, das den unverrückbaren Willen des Herrschers mit dem Nordstern vergleicht, der seinen Stand behauptet, während die Welt sich um ihn bewegt.“

Den Abschied zweier Liebender nach selbigem Beisammensein schildert ein chinesisches Lied wie folgt:

Sie sprach: Es kräht der Hahn!
Er sprach: Er darf noch nicht!
Sie sprach: Der Tag bricht an!
Er sprach: O nein, mein Licht!

Das erinnert an die zahlreichen Abbas, d. i. Lagedieder der romanischen und deutschen Minnesänger des Mittelalters, in denen die gleiche Situation geschildert wird, und auch an die Abschiedsscene in Shakespeares Drama: Romeo und Julia, dem herrlichen hohen Lied der Liebe, wo die zurückbleibende Julia in bitterem Abschiedsweh klagt:

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern;
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche!

Dem blühenden Pfirsichbaum wird die geliebte Braut verglichen, dem fruchtbringenden die Gattin.

Sinnig und innig spricht die Liebesschnsucht des Mädchens nach dem Jüngling ihrer Herzenswahl aus:

* Leop. Kattcher, Aus China, Skizzen und Bilder, I und II. Reclams Universalbibliothek Nr. 2256 und 4131. Ab. Saubert, Chinesische Gedichte Nr. 738. Wolheim de Fonseca, Hagel-lau-kt (ber Kreisfreis, ein Drama) Nr. 763.

Die Wasserlilie wächst im See,
Sie steht in Blüte,
Um einen schönen Mann ist weh
Mir im Gemüte.

Die einst liebreich ins Haus geführte, aber später vernachlässigte Gattin klagt:

Tiefer süßt's mein Herz als deines
Von dem Becher Hochzeitsweines
Trankst du den obern Schaum nur.
Und dein Lieben ist verschäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde
Bittern Behäcma' mir im Munde,
Und ich klage leis im Traum dir,
Daß ich's anders mir geträumt.

Ich müßte mehr Raum haben, als mir hier zur Verfügung steht, um durch zahlreiche Beispiele schlagend zu beweisen, daß die „chinesische Seele“ der zartesten und feinsten menschlichen Empfindung ebenso fähig ist, wie die der europäischen „Kulturträger“. Was wissen wir denn von dieser chinesischen Seele? Daß sie sich mit allen Kräften dagegen sträubt, sich europäisch civilisieren, d. i. vergewaltigen zu lassen, weil die eigene Entwicklungsgeschichte, Kultur und Weltanschauung ganz anders ist bei den Chinesen, wie bei uns.

Naturfreude, Liebe, Freundschaft, Heimatgefühl, Patriotismus — alles das kennt die chinesische Poesie ebenso wie die europäische. Geschichtliche und politische Dichtungen fehlen nicht; neben einer reichen Lyrik (Liederdichtung) haben wir Erzählungen, Schwänke, Märchen, Romane in Hülle und Fülle.

Zahlreiche Lieder sind zum Preise guter Regenten verfaßt worden, aber auch an scharfen Schelliedern gegen böse fehlt es nicht. Victor von Strauß, ein bedeutender Sinolog, sagt: „Der himmlische Beruf (des Regenten) ist nicht unabänderlich. Wenn er ihm nicht entspricht, (und der Himmel spricht seinen Willen aus „durch das Gesamtbewußtsein des Volkes, in welchem der König ihn zu erkennen und zu befolgen hat“) durch schlechtes Regiment das Volk elend macht, so daß die Herzen der Menschen sich von ihm abwenden, dann ist dies ein Beweis, daß der Himmel seinen Beruf zurückzieht: der Aufstand wird berechtigt, die Dynastie wird gestürzt und eine andere vom Himmel dazu vorsehende Dynastie empfängt den Beruf.“

Es ist unmöglich, hier auch diese Seite der chinesischen Dichtung durch Beispiele zu illustrieren.

Nur noch eine Probe von frischer, gesunder Lebensfreude in einem chinesischem Trinklied.

Freucht-fröhlich wie ein Scheffelsches Bechlied „aus dem Engeren“ zu Heidelberg mutet es uns an, wenn ein chinesisches Trinklied sagt:

Das Wasser, das frische,
Das trinken die Fische,
Die Farben, die Scherlel
Ihr rübrigen Kerle,
Bei Fische
Nun schlürfet vom Weine die Perle!
Das Wasser, das frische,
Das trinken die Fische,
Die Schlei'n, die Forellen!
Wir freien Gefellen,
Bei Fische
Verschlungen vom Weine die Wellen!

Ich schließe mit Erwähnung einer Scene aus einem Drama, als weiterer Beweis für das Vorhandensein echt menschlich schöner und zarter Gefühle, deren die „chinesische Seele“ fähig ist.

Man kennt aus der Bibel das weise und gerechte Urteil, das König Salomo fällt, als zwei Frauen mit Einem lebenden Kind vor ihn traten und beide behaupteten, des Kindes echte Mutter zu sein, während jede der anderen ein zweites totes Kind zuschob, das nächtlischerweise im Schlafe erdrückt worden war. Salomo befahl bekanntlich, wie die Bibel berichtet, man solle das lebende Kind mit dem Schwerte zerhauen und jeder der beiden Mütter eine Hälfte geben. Da brach die echte Mutter in Jammergeschrei aus und bat, der anderen das lebende ganze Kind zu lassen: daran erkannte Salomo ihren berechtigten Anspruch und ließ ihr das Kind übergeben.

Der chinesische Salomo des Dramas: Der Kreidekreis, soll die gleiche Streitfrage zwischen zwei Müttern entscheiden. Er läßt mit Kreide einen Kreis auf den Boden zeichnen, das Kind in denselben treten und erklärt, nur die rechte Mutter werde es aus denselben herausziehen können. Sofort sucht es die falsche Mutter hurtig, gewaltsam, aber vergeblich, an sich zu zerren, während es die rechte ruhig und sanft aus dem Kreise herausleiten will: und daran wird die Berechtigung ihrer Ansprüche erkannt und ihr das Kind ausgeliefert.

An die Novellen und Schwänke des europäischen

Mittelalters wie an heute noch umlaufende Märchen erinnern eine ganze Anzahl von Bügen in den vorratscher mitgeteilten „Kurzgeschichten und Märchen“ im Anhang des zweiten Bändchens seiner „Skizzen und Bilder“.

Die echte Mutter erklärt, daß sie zu so gewaltsamem Thun wie ihre Gegnerin sich nicht verstehen könne: ihr Kind mit Gewalt an den Armen aus dem Kreise herauszuzerren, scheint ihr roh und gewaltsam:

Ob es wohl eine Mutter giebt,
Die solches thut, wenn sie ihr Kind geliebt?
Die Arme des Kindes, die sind ja so schwächlich
Und gleich den Halmen des Hanfs zerbrechlich,
Die man ihrer Hülle beraubt.
Wie hätte die Frau dort mit grausamem Herzen
Se einer Mutter Angst und Schmerzen
Geahnt oder geglaubt?

Und der Richter entscheidet nun weise und gerecht wie Salomo. Andere weise Urteile bezopfter Salomos finden sich bei ratscher im zweiten Bändchen.

Jetzt geht durch die Zeitungen die Kunde, daß Japan seine einheimischen Buchstabenbilder vertauschen will mit den mittel- und westeuropäischen Schriftzeichen.

Japan ist Beweis dafür, daß auch die gelbe Rasse fortschreiten kann. — — —

Sollte uns das nicht mancherlei zu denken geben in Bezug auf China? Tell.

Das Referendum (Volksabstimmung) mit Frauenstimmrecht in Kommunal-Angelegenheiten

besteht fakultativ in Frankreich. Die Gemeinderäte der einzelnen französischen Kommunen können wichtige und strittige Fragen des Gemeindelebens eventuell durch ein Referendum entscheiden lassen, an dem auch die Frauen teilnehmen. Zahlreiche Beispiele beweisen, daß die Frauen dieses Recht vorkommenden Falles ausgeübt und in großer Zahl abgestimmt haben. Der Abgeordnete Herr Argelies hat nun in der französischen Kammer einen Antrag eingebracht, der bezweckt, das Gewohnheitsrecht des kommunalen Referendums gesetzlich für bestimmte Fälle und unter bestimmten Bedingungen festzulegen. Aber diese fortschrittliche Tendenz des Antrags ist mit einer rückwärtlichen Bestimmung verquickt: die Frauen sollen das Stimmrecht verlieren. Der Antrag sieht nämlich die Ausübung des Referendums nur für alle Kommunalwähler vor. Da die Frauen in Frankreich das Gemeindevahlrecht nicht besitzen, so würden sie mithin als Nichtwähler durch das beantragte Gesetz von der Stimmabgabe bei einem Referendum von Gesetzes wegen ausgeschlossen. Die Gemeindebehörden stehen dem Antrag des Herrn Argelies sehr sympathisch gegenüber. Im allgemeinen würden sie es mit Freuden begrüßen, wenn das kommunale Referendum aus einem Gewohnheitsrecht, das die Staatsgewalten dulden, in ein gesetzlich festgelegtes Recht verwandelt würde, das respektiert werden muß. Was das Frauenstimmrecht zu dem Referendum anbelangt, so sind die Meinungen geteilt. Ein Teil der Gemeinderäte will dem Antrag Argelies entsprechend nur den Kommunalwählern das Stimmrecht einräumen. Ein anderer Teil ist für das Frauenstimmrecht; ganz verschiedene Befürworter desselben sind die zahlreichen sozialistischen Gemeinderäte. Sehr viele Municipalitäten stehen der Frage indifferent

gegenüber. Nicht wenige bürgerliche Blätter — darunter solche, die im allgemeinen nichts von der politischen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts wissen wollen — haben sich zu Gunsten des kommunalen Referendums mit dem Frauenstimmrecht erklärt. Sie gehen von der Auffassung aus, daß die kommunalen Angelegenheiten die Lebensinteressen aller Gemeindeangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts berühren. So erklärte z. B. seiner Zeit der Temps, daß es nur logisch sei, den Frauen das Stimmrecht zu dem Referendum zuzuerkennen, „weil jeder das Recht haben muß, über seine eigenen Angelegenheiten zu entscheiden.“ Das stimmt, gilt aber auch für die politischen Angelegenheiten, die ebenso wie die kommunalen „eigene Angelegenheiten“ der Frauen sind. Auch unter den Abgeordneten der Kammer besitzt das Frauenstimmrecht zu dem kommunalen Referendum zahlreiche Anhänger. Der Standpunkt des Sozialisten Millerand, „daß die ganze Bevölkerung einer Gemeinde an einem Referendum teilnehmen müsse“, wird von vielen Deputierten geteilt, die starre Gegner des Frauenstimmrechts zu den Legislativwahlen sind. Von den Befürwortern der Forderung, den Frauen das Stimmrecht zu dem kommunalen Referendum gesetzlich zuzuerkennen, wird u. a. auch darauf verwiesen, daß die Frauen ebensogut wie die Männer als Zeugen bei Erhebungen in der Gemeinde vernommen werden, welche die Vorteile oder Nachteile von Zuständen und Maßregeln klar stellen sollen. Das Referendum tritt vielfach an Stelle solcher Erhebungen oder vervollständigt dieselben; es muß deshalb das Recht der Frauen bleiben, ihrer Meinung über bestimmte kommunale Angelegenheiten Ausdruck geben zu können. Die französischen Frauenrechtlerinnen stehen dem An-

trag Argelies nicht müßig gegenüber. In Vorträgen und Artikeln treten sie dafür ein, daß den Frauen das Stimmrecht zu dem kommunalen Referendum durch das

Gesetz gesichert werde. Der Kammer soll eine auf die Forderung bezügliche Petition zugehen, die schon zahlreiche Unterschriften aufweist. (Gleichheit)

Die Eisenbahn der Zukunft.

Aus Berlin wird der Neuen Freien Presse vom 14. Januar berichtet: Die Eisenbahn der Zukunft wurde bei einer Audienz, die der Kaiser dieser Tage dem Geheimrat Rathenau, dem Leiter der Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gewährte, besprochen. Der Kaiser äußerte sich zu Gunsten einer völligen Umgestaltung des gesamten Eisenbahnbetriebes. In den Dienst des Personen-Transportverkehrs müsse die elektrische Kraft treten, während dem Gütertransport bis auf weiteres wohl noch der Dampf als Betriebsmittel erhalten bleiben müsse. Geheimrat Rathenau hielt hierauf einen längeren Vortrag, in dem er die Notwendigkeit der Herstellung elektrischer Schnellbahnen zur direkten Verbindung zwischen Berlin und den großen Städten des Reiches begründete. Ein großer Triumph wäre es, sagte der Vortragende, wenn Deutschland in der Schaffung dieses modernen Verkehrsmittels die Führung übernehmen könnte. Daher haben sich, wie bekannt, schon vor einiger Zeit im Interesse der Realisierung dieses Gedankens hervorragende industrielle und Bankinstitute zur Gründung einer Studien-Gesellschaft vereinigt. Der Präsident des Reichseisenbahnamtes, Dr. Schulz, hat den Vorsitz der Studien-Gesellschaft übernommen. Das Resultat der Beratungen dieser Gesellschaft wird voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres in die Erscheinung treten in dem Betrieb einer elektrischen Schnellbahn, die der Gesellschaft durch den

Kriegsminister zur Verfügung gestellt ist, nämlich der Militärbahn Berlin-Bossen. Man hofft, daß es gelingen wird, hier eine Geschwindigkeit von 200 bis 250 Kilometer pro Stunde mit Fahrzeugen zu erreichen, von denen das eine die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und das andere die Firma Siemens u. Halske erbaut. Die Fahrzeuge, die das Aussehen eines Schlafwagens haben, bieten Raum für 50 Personen. Gelingt der Versuch auf der geplanten Strecke von 30 Kilometern, dann würde die Zeit nicht mehr fern sein, wo man von Berlin beispielsweise nach Hamburg in wenig mehr als einer Stunde und in Abständen von 10 Minuten gelangt, wo das Kursbuch gewissermaßen außer Kurs gesetzt wird, weil dann Berlin mit den Großstädten des Reiches ohne jede Zwischenstation in schnellster Aufeinanderfolge der Wagen, gleichwie jetzt mit den äußeren Vororten durch den elektrischen Straßenbahnverkehr verbunden sein wird. Mit der Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit, die jetzt durchschnittlich 60 Kilometer für die Schnellzüge beträgt, auf 250 Kilometer bei den stets nur aus einem großen Fahrzeug bestehenden elektrischen Schnellzügen, würde dann das Ideal der Zukunftsbahn erreicht sein. — Der Kaiser folgte mit Stamen den Ausführungen des Geheimrates Rathenau über die Eisenbahnpläne der Studien-Gesellschaft und versprach, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dieses Unternehmen zu fördern.

Die Cigarrenfabrik in Fiume.

In einem Artikel des Illustrierten Wiener Extrablattes berichtet der Reisende Julius Voelby über den Eindruck, den die Cigarrenfabrik der ungarischen Regie in Fiume auf ihn gemacht hat und knüpft daran Erinnerungen an die frühere Cigarrenfabrik in Wien und an die spanische Fabrik in Sevilla.

Er schreibt: In der Deaffstraße, die zum Bahnhofe führt, zogen ganze Scharen von Frauen und Mädchen dem großen Gebäude der Tabakfabrik zu, in dem sie, 500 an der Zahl, Beschäftigung finden. Alle trugen ihre Mahlzeiten für den Tag in Körbchen und Tischen mit, und die meisten strickten während des Gehens. Man sah Junge und Alte, Häßliche und Hübsche, wie das eben in der Welt ist, aber alle, ob sie nun italienisch, kroatisch oder ungarisch sprachen, waren rein und nett gekleidet und zahlreiche Arbeiterinnen zeigten durch ihre häuerliche Tracht, daß sie schon ein Stück Weges zurückgelegt hatten, um an die Arbeitsstätte zu gelangen. Die Fiumaner Tabakfabrik ist die größte Ungarns und die meisten Waren sind für den Export berechnet.

Ich stand so ein Viertelstündchen auf der Straße, sprach hier und da eine Frau und ein Mädchen an, um mich nach Verdienst und Erwerbsverhältnissen zu erkundigen, wie das schon in der Natur eines neugierigen Zeitungsschreibers liegt, und erinnerte mich dabei der Zeit, da die Porzellangasse in Wien gleichfalls des Morgens sich in ähnlicher Weise belebte, von Nichtenthal und Athan die nettkleiderten Mädchen und die behäbigen Frauen mit dem Körbchen am Arme in die

Tabakfabrik zogen, das alte Gebäude, das schon so viele Wandlungen durchgemacht hat und das nun ein Landwehrregiment beherbergt, seitdem man uns unsere liebsten Cigarrenmadeln genommen und sie nach Ottakring verlegt hat.

Und dann schob sich ein anderes Bild vor meine Augen — die Cigarrenfabrik von Sevilla, vor der ich alltäglich des Morgens und des Abends während meines Aufenthaltes in der Stadt gestanden, um die schönen Andalusierinnen zu sehen, diese herrlichen Gestalten, wie sie zur Arbeit kamen oder von der Arbeit gingen. In Sevilla sind's wohl an die tausend Mädchen, die aus dem riesigen Gebäude kamen, die Mantilla auf dem schwarzen Kopf, eine Rose im Haar, ein buntes Tuch über die Schulter geworfen und ein Körbchen am Arme.

In Fiume sieht man einzelne Gestalten, die an Andalusien erinnern, das tiefschwarze Haar sorgsam geordnet, große silberne Gehänge in den Ohren und ein buntes Tuch auf den Schultern. Das Wiener Cigarrenmädchen atmet alle Reize des Wiener Mädchens aus dem Wolle, die Nettigkeit in Frisur und in Chauffure und die peinliche Sorgfalt in der einfachen Kleidung, die nicht ohne Koketterie arrangiert ist. Das Körbchen am Arm ist jedoch der Cigarrenarbeiterin von Wien, Fiume und Sevilla eigen und überall finden wir darin denselben Schatz — die Flasche Kaffee.

Um 7 Uhr öffneten sich die Thore der Fabrik, die Frauen und Mädchen strömten hinein und alsbald hatte die Straße ihre gewohnte Physiognomie.

